

Sagen aus der Innerschweiz

Autor(en): **Kyd, F.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **21 (1917-1918)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-111948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sagen aus der Innerschweiz.

Von F. D. Kyd, in Brunnen, † 1864.

(Mitgeteilt von A. Dettling, Seewen.)

Am 14. Juli 1864 starb in Brunnen der als eifriger Forscher und Sammler bekannte Posthalter Felix Donat Kyd. Das Kantonsarchiv Schwyz besitzt aus seinem Nachlasse 23 Bände Manuskripte, darunter solche von mehreren hundert Seiten. Als ungemein fleissiger Sammler schrieb Kyd sich alles auf, was ihm an urkundlichen, wohl auch selten gewordenen gedruckten Material in die Hände fiel. Seine Aufzeichnungen, die vielfach den Stempel zufällig zusammengetragenen Stoffes aufweisen, beschäftigen sich an vielen Stellen auch mit volkskundlichen Nachrichten. So enthalten Band I, II, VIII und XII auch eine Anzahl Sagen aus der Innerschweiz eingestreut. Nachstehend gelangen die wichtigsten derselben nach Stichworten zusammengestellt zum Abdrucke. Abgesehen von notwendigen Satzänderungen, bringen wir die Sagen in Form und Gestalt, wie sie aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden sind, wenn auch an einzelnen derselben die gestaltende Hand Kyds nicht zu verkennen ist.

Gespenster.

Im Büelgaden in Brunnen, der dato 1846 dem Joseph Marty, genannt „Schipfeler“, gehört, hausten vor etwa 80 Jahren Gespenster. Wohl 20 Jahre lang wurde darin deshalb nicht mehr „gehirtet“. Anton Reichlin, der dann den Stall kaufte, war der erste, der darin wieder Vieh einstellte.

Im hintern Grütgädeli in Brunnen ging ebenfalls ein Gespenst um. Es kam vom Hundsbüel her und ging bis zum sogenannten stotzigen Gässli, wo es oft die ganze Breite des Weges einnahm.

Derjenige Teil der Alp Surenen in Uri, der jetzt mit Gletscher bedeckt ist, war früher eine grasreiche Alp. Die dort wohnenden Äpler entheiligten vielfach die Sonn- und Feiertage. Während die älteren Männer noch den Gottesdienst besuchten, blieben die jüngeren auf der Alp zurück. Sie spotteten über das Kirchengehen, äfften die Kirchenzeremonien nach und taufte „Gitzli“ und junge Schäflein.¹⁾ Deshalb wurde die Alp vom Fluche getroffen und verwüstet. Es soll jetzt noch dort ein Gespenst hausen. Um den noch erhalten gebliebenen Teil der Alp ohne zu befürchten den Schaden benutzen zu können, lassen die Erstfelder denselben jährlich vor dem Auffahren benedizieren.

¹⁾ Vgl. JEGERLEHNER, Sagen a. d. Unterwallis (Basel 1909) 1, 177 Nr. 15 und Anm. dazu.

Das Dorf Walchwil am Zugersee bestand nach der Sage im 15. Jahrhundert nur aus wenigen Häusern und gehörte zur Pfarrei Zug. Von einer reichen Witwe in Schwyz wurde den Bewohnern dieses Dörfchens ein ausgedehnter Weidgang auf dem Walchwilerberg als Eigentum geschenkt. Sie trieben hier ihr Vieh auf und gaben in ihrer Gutmütigkeit auch Freunden und Bekannten in Zug die Erlaubnis, im Sommer etwa ein „Milchflotschli“ (Milchkuh) daselbst aufzutreiben. Was aber dem Vater in Güte zugestanden worden war, betrachtete der Sohn schon als sein Recht und schliesslich kam es soweit, dass das Vieh der Walchwiler neben demjenigen der Stadtbürger kaum mehr die nötige Nahrung fand. „He“, sagte eines Tages der alte Uli zu den übrigen Walchwilern „so kann es nicht weiter gehen. Die Zuger treiben mehr Vieh auf als wir, fragen nicht einmal mehr um Bewilligung nach und geberden sich, als ob die Allmeind ihr Eigentum wäre. Wir müssen unser Eigentum und Recht schirmen.“ „Aber wie ist da zu helfen?“ fragte Klaus, „von der Stadt sind wir ja bevogtet, sie ist Partei und Richter zugleich und wird schwerlich gegen sich sprechen“. „Es wird auf einen Eid ankommen“, meinte Oswald. „Fidel Bossart treibt am meisten Vieh auf und es wird ihm noch gut in Erinnerung sein, wie sein Grossvater um Bewilligung nachsuchte, seine zwei Kühe auf unsere Allmeind treiben zu dürfen. Mehreren Stadtbürgern wurde die gleiche Erlaubnis erteilt. Er wird diese Tatsache beeidigen müssen und sich wohl hüten falsches Zeugnis abzulegen.“ Die andern Bauern pflichteten ihm bei und glaubten so ihr Eigentumsrecht wahren zu können.

Die Sache kam vor Gericht. Der aufgeforderte Zeuge wollte keinen falschen Eid schwören und doch auch seinen Nutzen nicht verlieren. Er nahm Erde aus seinem Garten und tat davon in seine Schuhe und inwendig in seinem Hute befestigte er den Löffel und den „Richtstrehl“ (Kamm). So ausgerüstet begab er sich mit den Richtern und den Walchwilern auf die genannte Allmeind. Bei der Beeidigung erhob er mit der linken Hand den Hut über sich und schwor: „Bei meinem Richter und Schöpfer über mir bezeuge ich, dass ich auf meinem und der Zuger Grund und Boden stehe.“¹⁾ Die Zuger behaupteten so ihr Eigentumsrecht und trieben

¹⁾ Vgl. JEGERLEHNER, Sagen und Märchen a. d. Oberwallis (Basel 1913) 257 Nr. 34 u. Anm. dazu; in diesem Band des „Archivs“ S. 172; SCHW. VKDE 7, 11.

ihr Vieh auf wie zuvor. Der Zeuge starb bald darauf und trieb dann als Gespenst sein Unwesen auf der Allmeind. Man sah den Geist öfters des Nachts auf einem Schimmel herumreiten, begleitet von einem schwarzen Hündchen. Das Volk nannte ihn nur den „Bannhölzler“. Das Vieh der Walchwiler liess er unbehelligt, während dasjenige der Zuger jeweilen am Morgen weit ab auf Zuger Grund und Boden sich geflüchtet hatte. Die Stadtbürger wollten das Gespenst durch die Väter Kapuziner in Zug bannen lassen, deren Gewalt aber gegen den berittenen Bannhölzler sich als unwirksam erwies. Man wandte sich deshalb an den „Mattmann Kandi in Luzern“, der im Rufe stand alle Geister beschwören zu können. Derselbe kam in Begleitung der Kapuziner auf die Allmeind und brachte es glücklich dahin, dass der Geist sich bequem in einem Strohalm, dessen eines Ende durch einen natürlichen Knoten geschlossen war, Platz zu nehmen. Das offene Ende wurde dann mit einem Pfropf gesegnetem Wachs geschlossen.¹⁾ Ebenso verfuhr er mit dem gespenstigen Pferde und mit dem Hündchen. Die drei Strohhalme wurden in die drei Löcher hoch oben in der Fluh des Rossbergs auf der Zugerseite gelegt. Nun herrschte wieder Ruhe auf der Allmeind und die Kühe der Zuger frassen denen von Walchwil wieder das schönste Gras vor der Nase weg.

Indessen gelang es dem Bannhölzler nach einiger Zeit die ungesegnete Knotenwand des Halmes zu durchbrechen und auch seine zwei Gefährten zu befreien. Seit dieser Zeit fliesst aus den drei Felsenlöchern des Rossbergs ein rotgelbes, wüstes Wasser, wie man es heutzutage noch sehen kann. Das Gespenst trieb nun wieder seinen Spuk auf der Weide. Da gelangte man wieder an den Mattmann Kandi, den gewaltigen Geisterbeschwörer, sowie an die Väter Kapuziner, damit sie den desertierten Geist wieder einfangen und bannen sollten. Da dieser aber ein so enges Gefängnis zu fürchten schien, ging die Sache diesmal schon viel schwerer. Mit Ausnahme des Bruders Koch und des Kellners mussten alle Kapuziner ins Feld ziehen. Obwohl sie mit auseinandergehaltener Kutte bei der Verfolgung des Bannhölzlers eine Kette bildeten, gelang es diesem doch, oft zwischen diesen hindurch zu schlüpfen, bis ihn endlich Mattmann Kandi erwischte und auf ewige

¹⁾ Vgl. JEGERLEHNER, Oberwallis 27 Nr. 39 u. Anm. dazu.

Zeiten in das Enzloch¹⁾ verbannte. Seitdem herrscht Ruhe auf der Allmeind.

Auf dem Heimwege von Schwyz nach Brunnen wurde einst in der Nähe von Ingenbohl ein Mann zur Nachtzeit ermordet. Der Täter blieb unermittelt. Später, vermutlich nach dem Tode desselben, trieb lange Zeit am Tatorte und im Mettlen-Gaden ein schreckliches Gespenst sein Unwesen.

In Brunnen war um die Mitte des 18. Jahrhundert der Glaube an Gespenster, brennende Männer²⁾ „Doggeli“ und Hexen noch allgemein. Um die Kapelle zog nachts ein wandernder „Esel“, auf der Brücke erschien „das Frohnfastenmütterli“,³⁾ beide öfters in wandelndem Gespensterzuge. Vor des Bellmonten Gädeli wandelte die erschlagene Maske. Oben in der Gass spukte eine Kindsmörderin. In der Sagenmatt ein grosser Hund mit Augen wie Glasscheiben.⁴⁾ Auf der Wylerbrücke ging ein Mann um, der zur Zeit, als daselbst nur noch ein Steg war, einen Mann aus Rache in die Muota stiess. Im „Feldli“ hagete der böse Vogt, welcher nach dem Kriege von 1712, der um ihren Mann trauernden Witwe ihr Gut „übermarchete“. So gab es überall Gespenster und es brauchte Mut, Nachts ohne Schauer herumzugehen.

Pfaffenkellerin.⁵⁾

In der Aa in Steinen, von der Brücke an abwärts, rurmorte oft die Pfaffenkellerin. Man hörte ein starkes Gerassel wie mit Ketten und eisernen Gegenständen, nebst einem durchdringenden Geschrei. Die jetzt (1854) noch lebende 74 jährige Kath. Barbara Fässler, Tochter des Josef Balthasar Fässler aus dem Iberg und der Kath. Barbera Aufdermauer aus dem Gschwend, hat sie selbst gehört, als sie bei Kirchenvogt Alois Schuler die Wäsche hielt. Der Bach musste alle Jahre einmal benediziert werden.

Hexen.

Lisi Bosshard⁶⁾ aus Zug war eine böse Hexe, welche vielen Leuten Schaden verursachte. Am 23. Juli 1737 war in Brunnen Nachkilbi. Auf dem Dorfplatz neben der Sust waren Krämerbuden aufgerichtet, wo das junge Volk allerlei schöne Sachen

¹⁾ Vgl. LÜTOLF, Sagen S. 27. 271. 504. 513. 519. — ²⁾ JEGERLEHNER, Oberwallis 220 Nr. 141 u. Anm. dazu. — ³⁾ Vgl. SCHWEIZER VOLKSKUNDE 1, 93. — ⁴⁾ Zum Glasscheibenhund vgl. ARCHIV 15, 70; 16, 14 f. 28. — ⁵⁾ Vgl. SCHWEIZER VOLKSKUNDE 1, 91; LÜTOLF Sagen S. 35. 100. 466. — ⁶⁾ s. ARCHIV 2, 106.

kaufen konnte. Auch Lisi Bosshard bot hier allerlei Kleinigkeiten feil. Die jungen Mädchen kauften aber nichts von ihr und verspotteten sie. Da wurde die Hexe zornig und rief ihnen zu: „Wartet nur, eure weissen Strümpfe sollen bald gewaschen werden.“ Lachend zogen die Mädchen, die in ihrem besten Sonntagsstaate erschienen waren mit den jungen Burschen nach der Sust auf die Tanzdiele um dem Vergnügen des Tanzens obzuliegen. Lisi Bosshard aber packte ihre Sachen zusammen, fuhr mit einem Schiffer nach der Treib hinüber und ermahnte denselben beim Aussteigen, sich ja auf der Heimkehr zu beeilen, da ein starkes Unwetter im Anzuge sei. Wie er nun in Brunnen landete, brach plötzlich das Unwetter los. Der Regen floss in Strömen und der Blitz schlug mit gewaltigem Krachen in das Türmchen der nahen Kapelle, dasselbe ganz zerstörend. Bald flossen ganze Bäche schlammigen Wassers über den Platz hinunter und die leichtbeschuhten Schönen von Brunnen mussten bei ihrer Heimkehr mit hochgeschürzten Röcken, in ihren weissen Strümpfen durch die trüben Fluten waten. Die Hexe hatte das Unwetter gemacht um sich für ihre Verspottung zu rächen.

Am 1. September 1856 erzählte mir J. Waldisbüel von Balwyl von seinem Grossvater Dominik folgendes. Derselbe war Besitzer der Reinmatt in Gerlingen daselbst. Eines Tages war man mit Heuen beschäftigt. Da ging die als Hexe bekannte Nachbarin vorbei um sich im Walde einen Tannbesen zu holen. Sie sagte zum Grossvater: „Flissäd euch, es chunt äs Wätter.“ „Ä was seist au, äs escht ja kei Wölchli am Himmel“, antwortete er. Sie ging weiter und man lud das Heu auf den Wagen. Als die Hexe mit dem Besen aus dem nahen Walde kam, sagte sie: „Gältit jetzt gsender afig as äs Wätter chund. As stostt ä mal afig wüäst uf.“ Es war in der Tat so. Der Grossvater spannte die 4 Ochsen an, allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen. Er sagte: „Buob holmä die 2 Ross im Stall.“ Auch diese wurden angespannt, aber ohne Erfolg. Es wurden noch 2 Rinder geholt, aber trotz aller Anstrengung bewegte sich der Wagen nicht. Unterdessen zog das Gewitter immer mehr herauf. „Buob, lauf hei und holmä äs Biel“, rief der Grossvater. Es wurde gebracht und er hieb damit eine Speiche aus dem Rad. Sofort war der Bann gebrochen. Der Wagen bewegte sich und es ging eiligst der Scheune zu. Die Tat der Hexe war

erwiesen, denn sie lag mit gebrochenem Bein im Bett und musste den Scherer brauchen.¹⁾ Sie und ihr Mann verkauften bald darauf ihre Liegenschaft, zogen nach Bremgarten, wo die Frau später als Hexe verbrannt wurde.

Bevor diese Hexe ihr Heimwesen verkaufte, half sie je-weilen den Knechten bei der Arbeit auf dem Felde. Um die Mittagszeit ging sie dann nach Hause und rief nach ganz kurzer Zeit zum Essen. Man erzählte sich, beim Kochen stehe immer ein grünes Männchen auf der Kunst bei ihr, diesem schlage sie mit dem „Waschlumpen“ auf den Hinterteil, worauf es jedesmal ein fertiges „Chüechli“ in die Bratpfanne fallen lasse.

Mein Grossvater erzählte ferner, es sei oft vorgekommen, dass der Rahm nicht habe zu Butter werden wollen. Da sei man einmal zu Mattmann Kandi (Kandid Weingartner) im Eibel gegangen, dieser sei dann gekommen, habe etwas in die Lire geworfen und sie dann sachte gedreht. Darauf habe die Verderberin kommen und anhalten müssen, dass man mit dem Anknien aufhöre.

Josef Justus Niederöst von Ingenbohl, geboren 1738 wurde der „Wiener“ genannt. Über die Ursache hievon erzählte er folgendes: „Ich ging an einem Sonntage „z'Dorf“. Als ich um 11 Uhr heimkehren wollte fiel mir ein, dass das Elternhaus nun geschlossen sei. Um nicht stören zu müssen, begab ich mich in einen Stall und legte mich auf den Heustock. Bald darauf wurde unten die Stalltüre geöffnet und es traten eine Anzahl mir wohlbekannter Bettler und Bettlerinnen ein. „Greti, hed z'Emmi scho kindlät?“ fragte der Fridi. „Was hescht au du s'Mul dri zhänke“, versetzte das Greti. „Du häst ja d'Zeinä au net gmacht, wo dem Zilli versproche häst. Heissa da chunt ja die Alt mit samt dem Hafä. Wo wämer hi?“ hiess es. „Uf Wien“, rief man. Die Alte rührte in ihrem Hafan und alle sagten: „Obe use und nienä a, i wet i wär z'Wien bi's Zilli's Ma!“ Auch ich sprach diese Worte nach und befand mich am Morgen mit den Bettlern in Wien, die über meine Anwesenheit nicht wenig verwundert waren. Ich war sonntäglich gekleidet, trug eine rote

¹⁾ Das Motiv, dass der Schaden, der einer in irgend einer Gestalt verwundeten Hexe zugefügt wird, sich an ihr zeigt, ist sehr häufig. Vgl. dazu die Nachweise bei JEGERLEHNER, Oberwallis 302 zu den Sagen aus dem Unterwallis 117 Nr. 15.

Weste und einen geschwefelten Schienhut, kurze schwarze, ganzwollene Hosen und weisse Strümpfe, aber keinen Tschoppen, ein weisses Hemd, zu dem meine Mutter das Garn gesponnen, einen silbernen Ring um das vorn zusammengedrehte seidene Halstuch, eine Heftgufe (Busennadel) mit silbernem Herzchen vorn am Hemd und silbernen Schnallen an den Schuhen.

Da ich mich meiner Reisegesellschaft schämte, sonderte ich mich von derselben ab. Nicht wissend, wo ich mich befand, beschaute ich, Augen und Mund aufsperrend die vielen grossen Häuser und fragte endlich einen Polizisten: „Wo isch au hie?“ Woher bist du Junge, fragte er mich. Ich nannte ihm meine Heimat, meine Eltern und den Namen unseres Pfarrers. Er führte mich auf die Wache, wo ich meine Angaben wiederholen musste. Man schrieb dann nach Hause um Reisegeld für mich. Die Herren erwiesen sich freundlich gegen mich und sorgten inzwischen für meinen Unterhalt. In der grossen Stadt wurde es mir trotzdem recht langweilig. Ich sah keine Wiesen, keine Kühe, hörte nicht jauchzen und auch die Mädchen waren anders als daheim. Jeden Tag erkundigte ich mich auf der Wache, ob kein Brief für mich da sei. Endlich langte ein Wechsel für mich an und ich konnte mit Freuden meine Heimreise antreten.

Vor etwa hundert Jahren wohnte in dem Hause nördlich von der Brücke in Hinter-Ibach bei Schwyz eine Hexe namens Heinzer. Sie war Witwe und hatte zwei Kinder. Sie wurde als Hexe eingezogen, starb aber noch vor der Exekution. Ihren zwei Kindern einem Knaben und einem Mädchen wurde zu Tode zu Ader gelassen, da sie auch schon in der Zauberkunst Vögel und Mäuse zu machen, erfahren waren. Das Haus kam in üblen Ruf und blieb lange Zeit unbewohnt.

Liebeszauber.

Im Jahre 1770 kam mein Bruder Alois (Kyd) sel. zu Strumpfw Weber Josef Franz Meier in Risch in die Lehre. Sein Lehrmeister, der nebenbei ein tüchtiger Violinspieler war, erzählte ihm einst folgende Begebenheit: „Als ich noch jung und ledig war, befand sich da ein Mädchen, das mir ausserordentlich geneigt war. Wo es mich antraf, sprach es mich mit den freundlichsten Worten an und lud mich oft ein, „z'Stubeten“ zu ihm zu kommen. Ich aber mochte das Mädchen

nicht; denn es stand nicht im besten Rufe. Einige meiner Kameraden vereinbarten eines Tages am Abend bei diesem Mädchen zu „Dorfen“. Aus Freundschaft ging ich mit ihnen. Das Mädchen erwies mir soviel Freundlichkeit, dass nach einiger Zeit die andern sich entschlossen ein anderes Haus aufzusuchen und ich allein zurück blieb. Nach einer gemütlichen Unterhaltung setzte es mir einen Eierkuchen zum essen vor. Die Einladung zum Mitspeisen wurde unter dem Vorwande des „Medizinierens“ freundlich, aber beharrlich abgelehnt. Während dem Essen beschlich mich plötzlich ein unheimliches Gefühl und ich suchte mich bald möglichst zu entfernen.

Nach etwa 14 Tagen drängte es mich eines Abends unwiderstehlich das Mädchen, trotz meines Widerstrebens, aufzusuchen. Ich ging hin. Wie auf Verabredung hin empfing es mich schon an der Türe und tat gar freundlich zu mir. Ein dumpfes Gefühl des Widerwillens gegen die Person und den Ort regte sich in mir, doch musste ich wohl oder übel bis Mitternacht bleiben. Zu Hause angekommen, nahm ich mir vor, den Ort nie mehr zu besuchen. Aber schon nach 3 Wochen musste ich eines Abends unwillkürlich wieder hin. So ging es über ein Jahr. Um den Zwang loszuwerden, nahm ich Handgeld und marschierte recht vergnügt über meinen Entschluss mit dem ersten Trupp geworbener Soldaten nach Frankreich ab. Der Dienst daselbst gefiel mir und man war mit mir zufrieden. Es war gerade am Jahrestage meines Dienstantrittes, da zog es mich auf einmal mit aller Macht zu diesem Mädchen hin. Wie ohne Besinnung verliess ich meinen Posten, schlich durch die Wachen und wanderte die ganze Nacht hindurch. Da ich mir auch am Tage wenig Ruhe gönnte, befand ich mich in kurzer Zeit wieder in meiner Heimat. Auf unerklärliche Weise gezwungen, schritt ich am Vaterhause vorbei und ging geraden Weges zur Dirne. Sie schien ebenso ermüdet zu sein wie ich, begrüßte mich mit wehmütiger Innigkeit und machte mir Vorwürfe, dass ich sie so unerwartet verlassen habe. Im übrigen erzeugte sie mir alle nur mögliche Liebe und Freundschaft und ich blieb wieder bis nach Mitternacht. Meine Eltern, die ich aus dem Schlaf wecken musste, waren ganz erstaunt mich um diese Stunde heimkehren zu sehen. Am morgen erzählte ich ihnen mein Ungemach und sie waren der Ansicht, dass es

sich hier um Verzauberung handle. Man erzählte damals gar viel von Mattmann Kandi in Luzern und ich ging bei erster Gelegenheit ohne Wissen meiner Eltern zu ihm und klagte ihm meine Not. Er fragte mich, ob das Mädchen mir jemals bei meinen Besuchen etwas zu essen gegeben habe. Ich erwähnte den Eierkuchen und er sagte, das sei schon genug. Er gab mir ein Pulver mit der Weisung, wenn ich einmal allein zu Hause sei, solle ich die Haustüre verschliessen, die Falläden vor den Fenstern aufziehen, auf dem Herd ein Feuer machen und dann das Pulver einnehmen. Ich werde hierauf ein Schlänglein erbrechen müssen, das soll ich ungeachtet seines Sträubens ins Feuer schieben und verbrennen. Am Vorabend des nächsten Sonntag erbot ich mich morgens in die Frühmesse zu gehen, dass Vater und Mutter miteinander in den Hauptgottesdienst gehen könnten. Kaum glaubte ich sie weit genug vom Hause entfernt, so kam ich der Weisung Mattmanns in allen Teilen nach. Als ich das Pulver einnahm, klopfte es an die Haustüre. Die Stimme der Mutter rief: „Mache geschwind auf, ich habe den Rosenkranz und das Gebetbuch vergessen. Schnell, schnell, ich komme sonst zu spät.“ Indes trieb mich das Pulver zum Erbrechen und es kam wirklich ein Schlänglein zum Vorschein. Ich ergriff dasselbe hinten am Kopfe um es ins Feuer zu schieben. Da pochte es gewaltig an die Türe und mein Vater rief: „Er müsse noch geschwind herein, ich solle unverzüglich aufmachen.“ Ich aber warf die Schlange ins Feuer. Da pochte es auch an den Falläden und polterte oben in den Kammern. Die Schlange wand und bog sich entsetzlich und wollte immer aus dem Feuer heraus. Ich hatte die grösste Mühe, sie im Feuer zurückzuhalten. Das Pochen wurde immer stärker und der Vater drohte die Türe einzuschlagen, wenn ich nicht unverzüglich öffne. Aber ich kehrte mich nicht daran und wurde endlich der Schlange Meister. Sie erstarrte, knisterte, wurde schwarz und zerfiel in Asche und Staub. Nun gab auch das Poltern nach und ich beeilte mich nun die Haustüre zu öffnen, aber niemand war da. Bald kamen meine Eltern nach Hause. Verwundert sahen sie mich an und die Mutter fragte, warum ich so blass aussehe und zittere. „Eh Mutter, ihr habt ja den Rosenkranz und das Gebetbuch in der Hand, warum habt ihr denn so eifrig gerufen und so stark geklopft, dass ich euch öffnen solle?“ Erstaunt sahen

sie einander an; sie wussten nichts von allem. Auf ihr Befragen erzählte ich ihnen was geschehen war. Sie waren froh, dass ich den Kampf glücklich bestanden hatte.

Der Drang in mir zu dieser Dirne zu gehen war nun verschwunden. Nach etwa einem halben Jahre führte mich der Weg beim Hause dieser Person vorbei. Sie stand ganz blass und abgezehrt am Gartenzaune und bat mich eindringlich bei ihr einzutreten. Ohne auf ihre Worte zu achten, ging ich vorüber. Wenige Wochen nach diesem Zusammentreffen war sie eine Leiche.

Bergspiegel.¹⁾

Am 9. November 1749 warf ein Marktschiff von Brunnen, mit 24 Personen vom Martinsmarkt in Altdorf kommend, bei einem Föhnsturm am Achsen um und alle Personen und Waren wurden von den Wellen verschlungen. Gerne hätte man den Verunglückten ein christliches Begräbnis in geweihter Erde verschafft, wusste aber weder den Ort genau, wo das Unglück geschehen war, noch wohin die Leichen vom Sturme verschlagen worden waren. Da ging man zu Mattmann Kandi nach Luzern, um ihn über Ort und Umstände zu befragen. Dieser brachte einen Zuber mit Wasser und ersuchte hineinzuschauen. In demselben erblickte man die Leichen der Ertrunkenen in einer auslaufenden Felsenschlucht des Axenberges auf dem Grunde des Sees liegen. Heimgekehrt, fuhr man an die betreffende Stelle und wirklich konnten hier die Ertrunkenen ihrem nassen Grabe enthoben werden.

Am Tage, da dieses Unglück geschah, wurde in Flüelen beim Kreuz getanzt. Zwei Schwestern Marty hatten sich bereits von da auf das Schiff begeben, als der Liebhaber der einen kurz vor Abfahrt des Schiffes gelaufen kam, die im Schiffe sitzende Maria Elisabeth beim Arm fasste und zu ihr sagte: „Du must no einisch mit mer tanzä öb fahrst.“ Sie ging mit ihm, verpasste die Fahrtgelegenheit und rettete so ihr Leben, während ihre Schwester ertrank.

Ratsherr Xaver Rickenbacher in Arth, erzählte mir (Kyd)

¹⁾ Bergspiegel (oder Erdspiegel) bedeutet eigentlich „Spiegel mit dem man in den Berg, d. h. ins Erdinnere sehen kann.“ Vgl. WUTTKE, Volksaberglaube (Berlin 1900) § 354; ARCH. 10, 26; Hess. Bl. f. Volkskde 3, 156; Wahrsagespiegel in der Schweiz s. ARCH. 2, 268. 269; 12, 123. Erwähnung des Zauberspiegels in c. lat. Predigt Bertholds v. Regensburg s. Schönbach in Sitzungsber. d. Wiener Ak. Ph.-H. Kl. CXLII (1900) S.-A. S. 98 fg.

folgende Begebenheit: Mein Grossvater mütterlicherseits, Xaver Römer, Ratsher Benedikt Kamer zum Adler, ein Weber im Guggli in Gengigen, Seckelmeister Josef Franz Weber und ein gewisser Eigel spielten im Adler miteinander. Beim Ave-läuten am Abend legten alle die Karten nieder, knieten auf die Bänke und beteten den englischen Gruss. Als sie sich wieder nieder setzten, bemerkte Weber, dass ihm ein Kronthaler vom Tische abhanden gekommen war. Es erfolgte ein heftiger Diskurs, denn niemand wollte das Geld genommen haben. Man hörte mit dem Spielen auf. Am folgenden Morgen ging Weber zum Römer und ersuchte ihn zu Mattmann Kandi nach Eibel zu gehen und denselben über den Täter zu befragen. Kandi zog vor einem Spiegel den Vorhang weg und liess Römer hineinschauen. Da sah er sich und die andern Mitspielenden betend auf den Bänken knien, den Rücken dem Tische zugewendet. Er sah, wie Eigel nach rückwärts langte und den Kronenthaler vom Tische wegnahm. Am folgenden Tage kam Eigel unaufgefordert zu Weber, brachte ihm den Kronenthaler und bat ihn, nichts aus der Sache zu machen.

Über den Tod des Mattmann Kandi wird folgendes erzählt. In der Nacht, da er starb, lag in der Nähe seines Wohnortes eine Besessene krank darnieder. Diese Person sagte gegen Morgen zu ihrer Mutter: „Heute Nacht ist etwas vorgefallen, der „Böse“ ist nicht hier gewesen und ich hatte Ruhe vor ihm.“ Als sie ihn am Morgen über sein Ausbleiben befragte, erhielt sie die Antwort „Es war einer am Sterben und ich glaubte seiner habhaft zu werden. Wegen der Menge der herumliegenden „Bettlerbündel“ konnte ich aber nicht zum Bette gelangen.“ Mattmann Kandi war reich, dabei aber ungemein freigebig gegen Arme und Notleidende.

Beulentod 1611.¹⁾

Im Sommer des Pestjahres 1611 waren in der Halten in Engiberg bei Schwyz zwei Brüder mit Mähen beschäftigt. Von überall her hörten sie das Geläute der Totenglocken. „Los au, wie lütät's eister zäntumä,“ sagte der weiter unten stehende Bruder zum obern, „äs freut mi nümä da zi, i ga fort!“ Er legte die Sense nieder und sah sich noch einmal im Kreise um. „B'hüeti Gott, Bruder!“ rief er und ging fort.

¹⁾ Vgl. SCHW. VKDE. 1, 17 ff.

Er starb bald darauf in der Fremde, während der Zurückgebliebene noch lange am Leben blieb.

Von den Männern, welche in die Häuser gingen, die an der Pest Verstorbenen auf ihre Schultern luden und sie auf den Friedhof trugen, wird erzählt, dass sie unter ihrer grauisigen Last auf dem Wege sogar Brot assen und doch von der Krankheit verschont blieben.

Von Brunnen, Ingenbohl, Feld und Ibach führte man oft ganze Wagen voll Toter nach Schwyz zur Beerdigung. Als sich nun auch wiedereinander eine solche schaurige Fuhre gegen Schwyz hinaufbewegte, mähte ein Mann in der Nähe der zwei Kapellen und jauchzte lustig drauf los. Der Fuhrmann verwies ihm dies, indem er sagte, er solle nur hersehen, es sei da nicht zum jauchzen. Der Mäder kehrte sich jedoch nicht daran und sagte schliesslich: „Fröhli juzä hed üsä Herrgott nid ungärä.“ Er jauchzte zum dritten Mal. Acht Tage später machte der Fuhrmann mit einem Wagen voll Pestleichen wieder den gleichen Weg. Zu oberst auf dem Wagen lag die Leiche des genannten Mädgers. Bei den zwei Kapellen richtete sie sich auf, jauchzte dreimal und legte sich dann wieder nieder. Der entsetzte Fuhrmann erstattete hievon in Schwyz Anzeige. In der Annahme es handle sich um Scheintod, wurde die Leiche 3 Tage in den Kerchel (Beinhaus) gelegt. Da aber statt der erwarteten Lebenszeichen, Verwesung eintrat, wurde der Mäder alsdann beerdigt.

Einstmals tanzte man in einem Hause an der oberen Strehlgasse in Schwyz, wozu ein welscher Dudelsackbläser die Musik blies. Damit er umso lustiger aufspiele, reichte man ihm tüchtig zu trinken. Nach Mitternacht hörte man, mit dem Tanzen auf und die Leute gingen nach Hause. Der Dudelsackbläser begab sich mit seinem Instrumente ebenfalls auf die Strasse und da er dem Weine allzusehr zugesprochen hatte, fiel er in den Strassengraben, wo ihn ein fester Schlaf übermannte. Bei Tagesanbruch kam von Rickenbach und Hinterdorf her ein Wagen mit Toten die Strehlgasse hinauf. Man hielt den Welschen für einen an der Pest Verstorbenen, lud ihn ebenfalls auf den Wagen und fuhr dem Friedhofe zu. Hier machte man Halt, um zu warten, bis das Massengrab, worin die Leichen gelegt werden sollten, fertig gegraben sein würde. Nunmehr erwachte der Dudelsackbläser, setzte sich aufrecht und ohne auf die schaurige Umgebung zu achten,

blies er ein paar lustige Tänze, sprang dann wohlgenut vom Wagen herunter und machte sich auf und davon.

In Engiberg bei Schwyz wohnten zwei Bauern, namens Haas und Anna. Jeder derselben hatte ausser einigen Töchtern nur einen einzigen Sohn. Dieselben waren ihre Freude und Stütze und die Hoffnung ihres Alters. Es ist daher leicht begreiflich, dass sie diese vor dem Beulentode zu retten wünschten. Sie entschlossen sich deshalb, ihre Söhne ausser Landes zu schicken. Schon lagen die Reiseeffekten zu einem Bündel geschnürt neben dem Wanderstabe auf der Ofenbank und war der nächste Morgen zur Abreise bestimmt.

Des Haasen Sohn stand früh auf und fand auch schon seine Eltern wach: „Liebe Eltern,“ sagte er, „mir träumte diese Nacht, dass ich von Euch Abschied nahm. Als ich noch um Euern Segen bat, war es mir, als hörte ich eine Stimme, die mir zurief: „Witt i d'Höll, so gang fort, witt i Himmel, so blib daheim!“ Betroffen über die Erzählung seines Sohnes, öffnete der Vater das Fenster und schaute nachdenklich zum Nachbarhaus hinunter, wo eben der Nachbar aus der Türe trat. „He,“ rief er ihm zu, „ist dy Buob nu nid grüetet zum ga?“ „Grüetet wär är scho“, rief der andere, „aber ä Traum hed äm dä Willä gnu.“ Der Nachbar kam herauf und erzählte von seinem Sohne den gleichen Traum, wie ihn der junge Haas gehabt hatte. Die Eltern behielten ihre Söhne daheim. Diese wurden bald von der Pest ergriffen und zum Leidwesen der Eltern hinweggerafft, welche sich einzig mit dem Gedanken an ein glückliches Wiedersehen im bessern Jenseits zu trösten vermochten.

Der damalige „Rössliwirt“ in Schwyz erwachte einst nach Mitternacht und glaubte das laute Gebet einer Leichenbegleitung zu hören. Schnell zog er die Hose und auch einen Strumpf an. Da aber die betenden Stimmen schon aus nächster Nähe in der Schmiedgasse ertönten, schwang er den andern Strumpf über die Achsel und trat ans Fenster. Er sah, wie ein Leichenzug sich gegen den Platz hinauf bewegte. Der letzte der Leidtragenden war nur mit Hemd und Hose bekleidet, trug an einem Bein einen Strumpf, den andern hatte er über die Achsel geschlagen. Während der „Rössli“-Wirt das Fenster schloss, erinnerte er sich plötzlich des Strumpfes auf seiner Achsel und erschreck. Am Morgen sagte er zu seinen Leuten, er werde als letzter der Pest zum Opfer fallen, was auch geschah.

Betrufe.

Auf der Alp Wasserberg im Muotatal ist ein Hügel, der „Ave Maria-Gütsch“ genannt wird. Dasselbst stehen 3 Hütten. Jeden Abend mussten die Älpler abwechselnd auf dem Hügel das „Ave Maria“ rufen. Eines Jahres nun hatte ein (gewisser) Kenel von Arth ein weisses Pferd auf die Alp aufgetrieben, sehr zum Leidwesen der Älpler. Einer derselben rief eines Abends wie gewöhnlich das Ave Maria und fügte alsdann bei: „Es walt Gott! Bhüet Gott Lüt und Veh, alles was hie ist, weder's Kenels Schimmel nid.“ Am andern Morgen lag das Pferd tot vor der Hüttentüre.

Als die Älpler eines Abends den Betruf vergassen, hatten die Kühe am Morgen Kornähren zwischen den Klauen.¹⁾

Pfarrer und Dekan Tanner in Muotatal soll die Gespenster auf dieser Alp vertrieben haben.

Hans Winz.

Zur Zeit des Marchenstreites zwischen Schwyz und Einsiedeln sollen nach mündlicher Überlieferung die Schwyzer einmal auf dem Oberberg eine Landsgemeinde gehalten haben. Hans Winz, ein Riese aus dem Yberg, hielt auf der Ybergeregg Wache um einem feindlichen Überfall vorzubeugen. Da erschien eine Schar Einsiedler, welche die Schwyzer überumpeln wollte. Schnell schickte Winz einen Knaben, der bei ihm war, an die Landsgemeinde, um dort Hilfe zu holen. Er selbst stellte sich zur Wehre und hieb so wacker um sich, dass keiner der Feinde sich ihm nahen konnte. Da schoss ihm ein Öchsli von Einsiedeln einen Pfeil in die Brust. Tötlich getroffen rief Winz: „Öchsli, Öchsli, du hast mir gemacht ein kleines Löchli, woran ich sterben muss, aber bevor ich sterbe, stirbst du und noch manch anderer Einsiedler mit dir.“ Mit diesen Worten riss er einen „Tristbaum“ aus der Erde, schlug mit fürchterlicher Wut um sich, verwundete und tötete viele. Beim Eintreffen der Hilfe brach er sterbend zusammen. Er hatte die Schwyzer vor einem Überfalle gerettet.

An dem Orte wo er starb, wurde ein Kreuz errichtet, später eine „Grube“ erbaut und eine Gedenktafel darin angeschlagen. Nach einer Urkunde von 1578 hat man bei Er-

¹⁾ Zu diesem Sagenzug vgl. H. HERZOG, Schweizersagen I. Sammlung 2. Aufl. (Aarau 1887) Nr. 47; J. KUONI, Sagen d. Kt. St. Gallen (St. G. 1903) Nr. 215.

bauung der Letzimauer auf der Altmatt von der Käsern in Yberg her bei des Winzen Kreuz vorbei, „Suffi“ dorthin gesäumt.

Das Wohnhaus des Hans Winz im „Schlötzbach“ in Yberg, wurde 1817 abgetragen und zu Kohl gebrannt. Augenzeugen berichten über dasselbe: „Den Küchenboden bildete die blosse Erde, Stube und Nebenstube hatten einen Bretterboden, der nur wenig über die Erde erhöht war. Die Scheidewand zwischen Stube und Nebenstube schied auch fortlaufend den übrigen Teil des Hauses, die Küche und den „Speicher“. Die Küche war ein offener Raum bis ins Dach und ein Kamin nicht vorhanden. Der Rauch suchte durch die Ritzen und Löcher der Wände und des Daches seinen Ausgang. Eine schlechte Stiege führte von der Küche in die einzige Kammer. Das Dach war mit Steinen beschwert.

Bestrafte Untreue.

Von Kapellvogt Johann Andreas Beeler in Wylen bei Ingenbohl wird folgendes erzählt: In seiner Jugend ging er zu einem rechtschaffenen und tüchtigen Mädchen in der Nachbarschaft „z'Dorf oder z'Stubeten.“ Er machte ihm Hoffnung auf baldige Heirat, obwohl er gleichzeitig noch eine andere Bekanntschaft hatte. So täuschte er das Mädchen. Er besuchte es selbst noch am Vorabend vor seiner Hochzeit mit Maria Barbara Marty. Die arg Getäuschte verschloss den Schmerz in ihrer Brust, da sie ihn aufrichtig liebte. Sie blieb ledig. Als im Jahre 1738 Frau Beeler starb, erneuerte der Witwer seine Besuche bei dem Mädchen, welches neue Hoffnung schöpfte. Er knüpfte auch gleichzeitig Bekanntschaft an mit Maria Magdalena Ulrich in Brunnen, welche ziemlich wohlhabend war. „Är het-di widär fürä Narä“, warnten Nachbarn die gute Tochter. „Die Ulrich häd Mittel; glaub nur, är hüratät mit derä und net mit dier!“ „O, nei, das duod är nid“, antwortete sie. Doch in besorgender Ahnung ging sie selbst hin zu ihm, um ihn zur Rede zu stellen. Sie traf ihn hinter seinem Hause, als er eben vor einem „Ambäck“ kniend Stauden aufhaute. „Du, d'Lüt sägid mer, dä heigist mi widär für de Narä, du hüratist mit dem Madle, und nid mit miër.“ „Luog,“ erwiederte Andreas, „wenn ich mit öpper anderem als mit dier hürate, so söll mich üsä Herrgott strafä, dass ich mis Läbelang nid anders cha ga als

uf de Chnüä, weni grad jetzt d'Stude ufhaue.“ Getrost ging die Tochter nach Hause. Trotz des gegebenen Versprechens, verehlichte sich Andreas Beeler im Juni 1749 mit Magdalena Ulrich. Aber was geschah! Bald wurden die Hochzeitsfreunden getrübt durch eine Krankheit, welche Beeler befiel und ihm seine Glieder lähmte. Die ganze übrige Zeit seines Lebens konnte er sich nur mehr auf den Knien fortbewegen. So erzählte mir Regina Stöbel, geborene Beeler, seine Grosstochter.

Unglückstage.

Am 1. August sei der Teufel aus dem Himmel verstossen worden.¹⁾ Dieser Tag bringe daher jedem Unternehmen Unglück. So glaubte man vor 300 Jahren.

Am 1. April sei Judas geboren worden,¹⁾ daher sei dieser Tag ebenfalls Unglück bringend.

Miszellen. — Mélanges.

Notes de Folklore

Recueillies à Gryon (Vaud).

Jeux de Noël.

Pendant un séjour de vacances à Gryon (Vaud), j'ai pu noter, grâce aux renseignements que m'a donnés Mlle Louise Saussaz, aux Pars sur Gryon, quelques-uns de ces «jeux de Noël» qui se pratiquaient autrefois — et se pratiquent encore parfois aujourd'hui — pour connaître l'avenir matrimonial. Ces «jeux», qui, de fait, ne méritent pas ce nom, ont tous ceci de commun, c'est qu'ils doivent être exécutés dans la *nuît de Noël*. Dans bien des cas, le rite exige que celui qui l'accomplit soit *ad nudum* et c'est souvent *en rêve* que la personne reçoit la réponse. Voici quelques-uns de ces «jeux».

1. *Les 9 fontaines.* Dans la nuit de Noël, à minuit, le jeune homme (ou la jeune fille) s'en va, nu, dans le village et boit successivement à 9 fontaines, il lui est interdit de revenir sur ses pas, de marcher sur ses traces et de regarder en arrière. Dans la 9^e fontaine, il (ou elle) apercevra l'image du bon ami (bonne amie)²⁾.

2. *Parler à la lune.* La personne, complètement nue, sort à minuit, dans la nuit de Noël et, s'arrêtant à l'angle de la maison, adresse en ces mots la parole à la lune:

¹⁾ s. WUTTKE, Volksabergl. § 100. — ²⁾ cf. FOLK-LORE SUISSE 3, 88; 6, 98; MANZ, Volksbrauch des Sarganserlandes, Bâle 1916, p. 139.